

MÜNCHENER THEOLOGISCHE ZEITSCHRIFT

7. Jahrgang

1956

Nummer 1

Der Zeitrhythmus in der religiösen Überlieferung des Abendlandes

Von Joseph P a s c h e r , München

Der Zeitrhythmus, in den das Leben des abendländischen Menschen eingespannt ist, ist eine Ordnung der Natur, die aus uralter religiöser Überlieferung stammt und auch im 20. Jh. den Schimmer des Heiligen nicht ganz verloren hat. An diesem heiligen Rhythmus des Lebens rüttelt die technische Zivilisation, die den Menschen immer unabhängiger von der Natur macht. Zwar ist die Überwindung der Natur ein faszinierender Vorgang. Aber er stimmt nachdenklich und läßt die Frage entstehen, ob es eine wirkliche Freiheit ist, zu der wir befreit werden, und ob es uns nicht zum Unheil wird, wenn uns die Technik unabhängig von der Natur macht.

Diese schicksalsschwere Frage soll nun hier nicht beantwortet werden. Die Darstellung hat ein bescheideneres Ziel. Sie will nur das Bild des Zeitrhythmus in der religiösen Überlieferung des Abendlandes entwerfen und zeigen, wie auch hier die Zersetzung an der Arbeit ist.

1. Der Zeitrhythmus als Struktur abendländischer Frömmigkeit

Für den Menschen primitiver Kultur lag es wohl zunächst am Zwang der Natur, daß er sein Leben nach Tagen und Jahren ordnete. Aber er sah den Zwang quasi-religiös. Die Einordnung war eine psychologisch-religiöse Antwort auf den tiefen Eindruck, den die Natur auf das Gemüt bewirkte. Das zeigt besonders die Tatsache, daß der Mensch sich fast noch stärker an den Wechsel des Mondes als an den Lauf der Sonne anschloß. Der Mond konnte doch einen zwingenden Einfluß kaum haben. Sonne, Mond und Sterne wurden vergöttlicht, und vergöttlicht bestimmten sie als kosmisches Gesetz die Ordnung des irdischen Lebens. Ein merkwürdiger Absenker ist es, wenn sich noch der aufgeklärte Mensch unseres Jahrhunderts in der Gewalt der Sternbilder glaubt.

Ist es der religiöse Glanz von Sonne, Mond und Sternen, der den Lebensrhythmus bestimmt, so muß sein Einfluß vor allem und zunächst bei den religiösen Bräuchen erwartet werden. Sie zuerst fügen sich denn auch in eine solare und lunare Ordnung ein, und sie haben jenen befriedeten befriedenden Gleichklang geschaffen, den wir gegenüber der Zersetzung durch das moderne Leben immer wieder als gesund empfinden.

Wir gehen nunmehr den Ordnungen des religiösen Lebens im einzelnen nach. Dabei unterscheiden wir eine vom Mond bestimmte lunare und eine von der Sonne herkommende solare Rhythmik. Bei der letzteren behandeln wir zugleich die Fruchtbarkeitsrhythmik, die zwar nicht einfach mit der Ordnung der Sonne zusammenfällt, aber doch mit ihr verwandt ist.

1. Der lunare Rhythmus

Obwohl die Grundeinheit aller rhythmischen Zeitordnungen, die des Tages, solar ist, hat sich im übrigen die Mondordnung als stärker erwiesen. Das erkennt der Schöpfungspsalm 103, wenn er singt: »Du schufest den Mond, den Zeiten Gesetz zu geben. Die Sonne weiß, wann sie untergeht« (Ps. 103, 19).

a) Die Woche

Was den primitiven Menschen an dem Gestirn der Nacht mit Staunen erfüllt, ist der leuchtende Glanz. Was darum auf den Rhythmus des Lebens wirkt ist nicht zuerst die Periode von 28 bzw. 29 Tagen, die vom ersten Aufscheinen der wachsenden Mondsichel beim Neumond bis zum vollen Verdunkeln vergeht, als vielmehr der Wandel der glänzenden Scheibe mit ihren vier Phasen von den Halb- und Viertelmonden. Weil es nicht auf die ganze Periode ankam, mochte sich im Sonnenjahr ein Monat auf 31 Tage ausdehnen und so seinem Ursprung und dessen Rhythmus untreu werden. Aber die Länge der vier Phasen konnte als Siebentageweche die Jahrtausende und den Wechsel aller Kalendar überdauern. Vergeblich versuchte die französische Revolution die Dekade durchzusetzen, die vielleicht technisch nützlich gewesen wäre. Über der Woche lag der Glanz des Heiligen, den sie in dem ungeheueren von Judentum, Christentum und Mohammedanismus dem Alten Testament verdankt. Es ist der Schöpfungsbericht des Moses und nicht die praktische Nützlichkeit, was die Woche so unantastbar gemacht hat.

Den Wochenzyklus gab es freilich schon vor Moses, ehe der Bericht verfaßt wurde über das Sechstagerwerk Gottes und den siebenten Tag, an dem er ruhte. Ob die Woche indisch-iranischen oder sumerisch-babylonischen Ursprungs ist, steht nicht fest. Doch dürfte er in einer Mondreligion daheim sein, wie sie die Heimat Abrahams, Ur in Chaldäa, von den Sumerern her hatte.

Wegen seiner großen Bedeutung für den Gegenstand, weil nichts so wie er den Rhythmus des Abendlandes beeinflußt hat, lohnt der Schöpfungsbericht eine nähere Betrachtung. Drei Züge zeichnen ihn besonders aus: Die erhabene dichterische Kraft, eine gewisse Entmythologisierung altorientalischer Vorstellungen und der soziale Charakter.

In lapidarer Kürze wird die Entstehung der Erde aus chaotischen Anfängen sichtbar gemacht. Die künstlerische Kraft ist dabei so groß, daß man besser von einem Hymnus als von einem Bericht sprechen sollte. Die künstlerische Inspiration, die von hier bis in die Neuzeit hinein ausgestrahlt ist, ist gewaltig. Ähnlich ist ein Zug von Harmonie von hier aus in den abendländischen Lebensrhythmus eingegangen.

In sechs Bildern entsteht vor dem Hörer dieses Hymnus -- nur für den Hörer wirkt er ganz -- die Welt in ihrer Ordnung mit Licht und Farbe. Nicht erst

9. 12. 4. 53

Michelangelo wurde an diesem Lied zu seinen höchsten Schöpfungen entzündet. Schon Ps 103 zeigt sich ergriffen von der machtvollen Dramatik dieses Weltwerdens:

»Du hast die Erde auf ihre Festen gegründet,
In Ewigkeit wankt sie nicht.
Du hast sie mit Urflut bedeckt wie mit einem Kleid,
Bis über die Berge standen die Wasser.
Sie wichen vor deinem Dräuen zurück,
Sie flohen bebend vor deinem Donner.
Nun stiegen die Berge empor, und es fielen die Täler,
Jegliches an den Ort, den Du ihnen zugewiesen.« (Ps 103, 5-8)

Der Psalm spürt auch die Lieblichkeit des alten Hymnus und gibt es in wunderbarer Lyrik wieder:

»Aus Quellen lässest du Bäche fließen,
Zwischen den Bergen eilen sie hin.
Sie bieten Trank den Tieren des Feldes,
Die wilden Esel stillen aus ihnen den Durst.
Die Vögel des Himmels wohnen in ihnen
Und lassen in dem Gezweig ihre Stimme erschallen.
Du bist's, der aus Kammern die Erde benetzt.
Die Erde wird satt von der Frucht deiner Werke.
Gräser heißest du sprossen den Weidetieren,
Dazu Gewächs, das den Menschen dient.
Auf daß er Brot von der Erde gewinne
Und Wein, der des Menschen Herz erfreut.« (Ps 103, 10-15)

Das lunare Zeitschema läßt der Psalm allerdings zurücktreten und damit den Wochenrhythmus, der in die Jahrtausende hineinwirken sollte.

Überaus bedeutsam und geschichtlich merkwürdig ist der klare Theismus des mosaischen Berichtes. Wohl steht er im Licht des Heiligen. Aber in einer Art von Entmythologisierung ist den Geschöpfen jede Form göttlichen Charakters genommen. Auch hier ist der Verfasser beeindruckt von der Herrlichkeit der Welt. Sonne, Mond und Sterne z. B. sind staunenswerte Dinge, aber keine mythischen Wesen. Gott spricht: »Es sollen werden Leuchten am Firmament des Himmels, und sie sollen den Tag und die Nacht scheiden und zu Zeichen dienen und zu Zeiten und Tagen und Jahren.« (1 Mos 1, 14). Die Entmythologisierung ist bewirkt durch einen für den vorderen Orient dieser alten Zeit immer wieder erstaunlichen Eingottglauben des Berichtes. Infolgedessen ist die Woche auch nicht mehr naturmythisch begründet, sondern theistisch im Willen Gottes: »Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten aber ruhen.« (vgl. 2 Mos 20, 10).

Daß dem Verfasser eine mythische Schöpfungsüberlieferung vorlag, die er bewußt in die Sprache des Theismus übersetzte, ist ziemlich deutlich. Dafür zeugen gewisse mythische Rudimente wie z. B. die Bezeichnung für das Urmeer, das im Anfang die Erde bedeckte. Das Chaos, wie es die griechischen Übersetzer nannten, der Abgrund, über dem der lebenweckende Geist schwebte, heißt tehom im Hebräischen. Das ist aber das gleiche Wort, mit dem der babylonische Schöpfungsmythus die Ur Schlange bezeichnet, die Feindin der Götter,

die der Held Marduk spaltet, um aus der oberen Hälfte den Himmel, aus der unteren die Erde zu machen. Entmythologisierend und ohne die Phantastik der Babylonier sagt hier die Bibel: »Es werde ein Firmament inmitten der Wasser und scheidet Wasser von Wasser. Und Gott machte ein Firmament und schied die Wasser, die unter dem Firmament waren von denen, die über dem Firmament waren.« (1 Mos 1, 6. 7). Das ungeteilte Wasser, das Urmeer *tehom*, entspricht der Urschlange *tiamat*.

In sechs Bildern rollt das Werk des Weltbildners ab. Dann folgt die *R u h e* : »Gott vollendete am siebenten Tage sein Werk, das er gemacht hatte. Er ruhte am siebenten Tag von all seinen Werken, die er vollbracht hatte. Er segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, weil er an ihm geruht hatte von all seinem Werk, das Gott geschaffen und gemacht hatte.« (1 Mos 2, 2. 3). Das ist die theologische Grundlage für die soziale Urkunde: »Sechs Tage sollst du arbeiten und all deine Werke verrichten. Aber am siebenten Tag ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes. An diesem sollst du keine Arbeit verrichten, weder du selbst noch dein Sohn noch deine Tochter noch dein Knecht noch deine Magd noch dein Vieh noch der Fremdling, der innerhalb deiner Tore ist. Denn in sechs Tagen hat der Herr den Himmel und die Erde, das Meer und alles, was in ihnen ist, gemacht. Aber am siebenten Tage ruhte er. Darum segnete Gott den Sabbat-Tag und heiligte ihn.« (2 Mos 20, 10. 11).

Der hier begründete soziale Rhythmus mit seinem lunaren Charakter hatte in sich einen solchen Schwung, daß er formende Kraft auch für die Folge der Jahre gewann. Man bildete den Begriff der »Jahreswoche« (3 Mos 25, 8), dessen letzte Auswirkung das Jubiläumsjahr bis heute nachlebt im großen Erlaßjahr der kirchlichen Jubiläen und in den vielfältigen Jubiläumsfeiern des weltlichen Bereiches.

Schon das 2. Buch Mosis kennt die Jahreswoche als Zyklus von sieben Jahren mit dem Sabbatjahr als Abschluß: »Wenn du einen hebräischen Knecht kaufst, so diene er dir sechs Jahre. Im siebenten Jahre soll er ohne Entgelt frei werden« (2 Mos 21, 2. Vgl. 23, 10—12). Der Grundsatz der Jahreswoche wirkt sich auch auf die Bewirtschaftung von Grund und Boden aus: »Sechs Jahre sollst du dein Feld besäen und sechs Jahre deinen Weinberg beschneiden und seine Früchte einsammeln. Im siebenten Jahre aber sollst du dein Feld nicht bestellen . . .« (3 Mos 25, 3. 4). Im Sabbatjahr dürfen alle nehmen und essen, was irgendwo von selbst wächst. Damit ruht auch das Eigentumsrecht.

Aus der Jahreswoche wird die Jubiläumsperiode von 50 Jahren. Auf sieben mal sieben Jahre des Zyklus folgt das Jahr der großen Ruhe und des Erlasses. Es wird Jubeljahr genannt vom Horn des Widders, des *jôbêl*. Das Horn ist die Posaune, mit der dem ganzen Land das Jahr des Erlasses feierlich verkündigt wird: »Du sollst sieben Jahreswochen abzählen, d. i. sieben mal sieben, welche zusammen 49 Jahre ausmachen. Alsdann sollst du im siebenten Monat am zehnten Tag des Monats zur Zeit der Versöhnung in eurem ganzen Lande Posaunen erschallen lassen. Und du sollst das fünfzigste Jahr heiligen und es als Erlaßjahr für alle Bewohner des Landes ausrufen. Denn es ist ein Jubeljahr. Da soll jeder wieder zu seinem Eigentum kommen und zu seinem ursprünglichen Geschlecht zurückkehren. Denn es ist das Jubeljahr, das fünfzigste Jahr. Ihr sollt nicht säen noch das, was von selbst auf dem Acker wächst, ernten und den Nachwuchs des Weinberges nicht einsammeln wegen der

Heiligung des Jubeljahres. Sondern ihr sollt essen, was sich von selbst euch darbietet.« (3 Mos 25, 8—12). Nichts könnte so sehr für die Kraft des lunaren Rhythmus zeugen wie diese soziale Gesetzgebung.

Das Abendland hat davon nur die Woche behalten, mit ihr aber eine soziale Einrichtung von kaum zu überschätzender Bedeutung.

Das Heilige, das den ganzen Zeitrhythmus im Anfang beherrschte, konnte sich am meisten im religiösen Bereich auswirken und hier wieder vor allem in der Gestaltung und Wertung des Ruhetages. Die christliche Kirche hat anstelle des letzten Wochentages den ersten zur Ruhe und Heiligung bestimmt. Sie hat das getan vom Mittelpunkt ihrer ganzen Religiosität her, den sie in der Auferstehung ihres Herrn besitzt.

Dabei war nun wieder ein durch Mondrechnung bestimmter Zeitpunkt ausschlaggebend. Die Juden begannen ihr Jahr mit dem Frühling und feierten im ersten Monat, der etwa unserem März entspricht, im Monat Nīsān ihr Passah-Fest. Der Monat begann bei Neumond, wenn eben die Mondsichel sichtbar wurde. Am Vollmond, dem 14. Nīsān, beging man das Fest des »Vorübergangs« zur Erinnerung an den Vorübergang des Todesengels und die Befreiung aus dem Land der Knechtschaft. Im Leidensjahr Christi fiel der 14. Nīsān vermutlich auf einen Freitag. An diesem Tag starb Christus und wurde von den Christen als Passah-Lamm des neuen Bundes verkündet: »Unser Osterlamm ist geschlachtet worden: Christus« (1 Kor 5, 7). Drei Tage darauf, also am 1. Wochentag, erfolgte die Auferstehung. Alsbald feierte die Kirche ein mit neuem Gehalt erfülltes Pascha, das ihr als Erfüllung des alten galt. Es umfaßt Tod und Auferstehung des Herrn, wobei sich die Auferstehung in der Festfeier in den Vordergrund schob und den Namen »Pascha« ganz auf sich zog. Der Todestag Christi ist auf den Freitag festgelegt. Aber nicht er bestimmt den Zeitrhythmus. Wäre der Samstag Frühlingsvollmond, dann fiel der Freitag vor diesen wichtigen Stichtag. Nach einem Streit im 2. Jh. siegt die Praxis, dieses höchste Fest nicht am ersten Frühlingsvollmond wie die Juden, sondern am Sonntag danach zu begehen. Man ging damit in etwa von dem Monddatum ab, blieb dafür aber genau im Wochenrhythmus. Der Termin ist lunar, bringt aber auch die Sonnenordnung zur Geltung insofern er vom ersten Frühlingsvollmond ausgeht. Der Zusammenhang ist lose. Das zeigt sich deutlich an dem weiten Spielraum, den Ostern als Jahresdatum hat.

Das christliche Osterdatum bleibt im Wochenschema und zeitigt dadurch eine Nebenwirkung, die religiös von nicht geringer Bedeutung ist. Schon in der Apokalypse (1, 10) wurde der erste Wochentag »kyriaké«, Tag des Herrn genannt. Das konnte wohl nur wegen der Auferstehung geschehen. Offenbar liegt hier auch der Schlüssel zum Verständnis der Mitteilung, daß Paulus in Troas am ersten Wochentag Gottesdienst hielt und daß er in seinem ersten Brief an die Korinther mahnt, am ersten Wochentag Almosen für die Armen zurückzulegen (Apg 20, 7. 1 Kor 16, 1). Vätern wie einem Leo d. Großen († 461) ist diese Sicht so selbstverständlich, daß sie den Sonntag geradezu »Tag der Auferstehung« nennen. Leo begründet damit die alte Verordnung, daß die höheren Weihen sonntags zu spenden seien. Der Historiker muß diese Wertung des Sonntag kennen, um nicht etwa eine Notiz vom Sonntag auf Ostern zu beziehen.

Bis heute gibt es im kirchlichen Stundengebet noch deutliche Andeutungen in dieser Richtung. Dahin gehören u. a. die häufige Verwendung des österlichen Alleluja am Sonntag und des Ps 117, der sonntags in der Prim zu beten ist. Dieser Psalm ist schon in frühester christlicher Zeit auf den Auferstandenen gedeutet worden. So tut schon die Apostelgeschichte in einer Rede, die Petrus vor dem Hohenrat hält: »So sei denn euch allen und dem ganzen Volke Israel kund: Im Namen unseres Herrn Jesus Christus von Nazareth, den ihr gekreuzigt habt, den aber Gott von den Toten auferweckt hat, durch diesen steht er gesund vor euch. Er (Jesus) ist jener von euch verworfene Stein, der zum Eckstein geworden ist« (Apg 4, 10. 11). Im Psalm 117 heißt es: »Der Stein, den die Bauleute verworfen, er ist zum Eckstein geworden. So ist's durch den Herrn geschehen, ein Wunder in unseren Augen. Das ist der Tag, den Gott gemacht. Laßt uns jubeln und seiner uns freuen« (Ps 117, 22—24). Der letzte Jubelruf über den Tag, den Gott gemacht hat, gibt im Stundengebete der ganzen Osteroktav die österliche Feststimmung an.

In der katholischen Frömmigkeit hat auch der Freitag einen Akzent behalten. Er wird mit Rücksicht auf den Tod Christi als kleiner Fasttag begangen. Im Stundengebet hat die Prim den Leidenspsalm 21. Im Stundengebet ist sogar der Donnerstag mit der Einsetzung des hl. Abendmahls in Verbindung gesetzt, indem die Prim den eucharistischen Ps 22 betet: »Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir mangeln.«

Mächtigen Auftrieb hat Pius XII. der Feier des Osterfestes gegeben durch die Erneuerung der Osternacht, der ältesten Vigil der Kirche. Auch der Wochenrhythmus mit seinem kleinen Ostern, dem Sonntag, gewinnt für das religiöse Leben von heute immer mehr seine alte Bedeutung wieder. Indem der Sonntag als ein kleines Wochenostern erklärt wird, scheint der Glanz des hohen lunaren Festes in alle Wochen des Jahres hinein und macht seine rhythmische Kraft in neuer Frische geltend.

Es läßt sich liturgiegeschichtlich verfolgen, wie der Osterrhythmus um sich gegriffen hat. Er hat die Wochen vor und nach dem Fest ergriffen. Die Wochen voraus, schließlich bis Septuagesima, als neun Wochen, wurden als Bußzeit auf das Fest hin ausgerichtet. Nach dem Fest aber wurde der ganze 50-tägige Zeitraum bis Pfingsten, ja zuletzt sogar noch eine Oktav von Pfingsten dazu der österlichen Freude hinzugefügt. Aber nicht einmal damit war es genug. Alle Sonntage danach wurden schließlich von Ostern aus geordnet, indem man sie von Pfingsten aus zählte. Zeitweise reichte die Zählung sogar bis Weihnachten, und selbst in der Weihnachtszeit herrscht Ostern wenigstens noch mit dem Wochenschema.

b) D e r M o n a t

Der eigentliche Ausgangspunkt des lunaren Rhythmus, der Monat als Periode des Mondumlaufs, hat sich in der religiösen Überlieferung des Abendlandes kaum Geltung verschaffen können, zumal der Monat durch die künstliche Verlängerung keine echte Mondperiode mehr ist. Wenn Quatember auf den ersten, vierten, siebenten und zehnten Monat gelegt wurde, so geschah dies um des Vierteljahrrhythmus willen. Die Verlagerung des ersten in die erste Fastenwoche und des zweiten Termins in die Pfingstoktav setzt die beiden Zeiten

zwar in Beziehung zu Ostern, kann aber keinen rhythmischen Einfluß haben, es sei denn den solaren. Daß im Stundengebet die Schriftlesung nach Jahresmonaten geordnet ist, kann ebensowenig einen lunaren Rhythmus hervorrufen.

c) Der Charakter des lunaren Rhythmus

Daß nicht der Mondumlauf, sondern die Woche zur Herrschaft gelangt ist, hat eine wichtige Folge. Der Rhythmus verliert die kreisende Bewegung. Er schreitet sozusagen wellenförmig voran, wobei jeweils der Ruhetag den rhythmischen Akzent angibt.

Bei der Sabbatwoche, unterstrichen noch durch das Sabbatjahr und das Jubiläum, war es klar, daß der Rhythmus dem Ruhetag zustrebt. Nur auf den ersten Blick hat sich das geändert, als die Kirche den ersten Tag zum Ruhepunkt machte. Nicht nur das säkulare Lebensgefühl spürt im Sonntag Abschluß der Wochenarbeit, »Wochenende«. Auch der christliche Sonntag ist in seiner tiefsten christlichen Bedeutung, wie sie oben entwickelt wurde, nicht Anfang, sondern Ende, nicht Ausgang, sondern Ziel.

Ausdrücklich den vorausgehenden Tagen zugeordnet ist der auf die Quatembertage folgende Sonntag, im Mittelalter auch der Passionssonntag, der als »Dominica mediana« zu der vorausgehenden »hebdomada mediana« gehörte, in der es den wichtigen Mittwoch »feria IV in mediana« und den Samstag »sabbatum in mediana« gab. Am Mittwoch fand das hochfeierliche »scrutinium in apertione aurium« statt mit der Übergabe der Evangelien, des Glaubensbekenntnisses und Vaterunsers an die Taufkandidaten. Der Samstag war und ist einer der großen Weihetage des Jahres. Vor allem aber mündete die »große Woche« des Pascha im Sonntag.

Der Auferstehungstag Christi war zwar der erste Wochentag. Aber er war ganz dem zugeordnet, was vorausging, und dieses hatte in ihm seine Vollendung und Erfüllung: »Mußte nicht der Christus dieses leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen?« Es wurde oben gezeigt, daß die Folge: »Leiden — Auferstehung« auch in die christliche Woche eingetragen ist. Daher ist der Tag des Herrn als rhythmischer Punkt Ziel, nicht Ausgang.

Die letzte Feststellung ist von tiefer Bedeutung. In letzter Vergeistigung ist die christliche Woche Darstellung der Geschichte des messianischen Reiches. Maßgebend ist nicht mehr der Lauf des Mondes an sich, sondern sein Symbolwert, der nicht nur den Durchgang des Erlösers durch Leiden zur Herrlichkeit ausdrückt, sondern auch anzeigt, daß sein Reich den Leidensweg zur Ruhe Gottes geht.

Daß auch die Urkirche im Sabbat das Ziel einer Bewegung sah, zeigt der Hebräerbrief. Anlaß gibt das Psalmwort: »Wie ich geschworen in meinem Zorn: Nicht werden sie eingehen in meine Ruhe!« (Ps 94, 11). Die Gedanken kreisen um die Ruhe Gottes. Der Verfasser sieht sie zunächst dem Wortsinn gemäß in der Ruhe des gelobten Landes. Aber diesem Mann ist alles Alttestamentliche nur Hinweis. Die Geschichte Israels ist ihm Bild für die Geschichte des neuen Gottesvolkes. Dieses aber ist ihm auf dem Weg zur Ruhe der Ewigkeit, und jeder einzelne im Volke ist in der Gefahr, die der Psalm nennt, und kann der Ruhe verlustig gehen.

In der Geschichte des neuen Gottesvolkes gibt es keine Kreisbewegung, sondern alles ist auf das Ziel gerichtet. Dieses Ziel erscheint nun auch als Sabbat: »Eine Sabbatruhe erwartet das Volk Gottes. Wer eingeht in seine (Gottes) Ruhe, der ruht von seinen Werken, wie Gott ruht von den seinen« (Hebr 4, 10). Das Alte Testament hat die Woche befreit von Mondmythologie durch seinen einwandfreien Theismus. Das Neue Testament hat ihr die heilsgeschichtliche Deutung gegeben.

2. *Der solare Rhythmus*

a) D a s J a h r

Über den lunaren Zyklus mit Monat und Woche legt sich im bürgerlichen und kirchlichen Bereich eine solare Ordnung, die des Jahres mit seinen $365\frac{1}{4}$ Tagen. Es ist ein konkurrierender Rhythmus, der sich mit dem andern nicht in vollen Gleichklang bringen läßt, sondern immer wieder künstliche Korrekturen verlangt. Der jüdische Kalender von ehemals war lunar und hatte ein Mondjahr von 12 Monaten mit 28 oder 29, zusammen 354 Tagen. Um immer wieder in Einklang mit dem Umlauf der Sonne zu kommen, legte man alle 19 Jahre siebenmal einen 13ten Monat ein. Heute wird das Sonnenjahr nur quasi-lunar in 12 Monate eingeteilt. Denn diese Monate mit ihren 30 und 31 Tagen weichen erheblich von den $28\frac{1}{2}$ Tagen eines Mondumlaufes ab. Die Tage des Jahres werden in Monatsdaten gezählt. Aber das ist nur ein Rudiment lunarer Vergangenheit und bedeutet ein Sonnen- und nicht ein Monddatum.

In der religiösen Welt des Abendlandes richtet sich schon früh der Kalender der Martyrergedächtnisse im Anschluß an den Gebrauch Roms nach einem solchen Jahresrhythmus ohne Rücksicht auf die Wochentage. Das gleiche gilt von den Todestagen wichtiger Persönlichkeiten, die keinen religiösen Kult besitzen. Der »Chronograph« vom Jahre 354 bietet die älteste Zusammenstellung eines solchen Kalenders mit den »natalicia martyrum« und der »depositio episcoporum«.

Mitten in diesem wichtigen Dokument taucht zum ersten Mal das wichtigste solare Datum der abendländischen Überlieferung auf: Weihnachten: »Natus Christus in Betleem Judaeae«. Das Fest muß in Rom nicht lange vorher eingeführt worden sein. Es verbreitete sich sehr schnell auf das ganze Abend- und Morgenland.

Heute ist fast allgemein anerkannt, daß der 25. Dezember als Geburtstag Christi gefeiert wurde, weil Rom an diesem Tag das Fest des »sol invictus«, der »unbesiegtten Sonne« beging. Der 25. Dezember war für diesen Ansatz der Tag der Wintersonnenwende, an dem sich erwies, daß die Sonne nun wieder sieghaft zunehmen werde. Längst bekannte die Christenheit ihren Herrn als »Sol iustitiae« als »Sonne der Gerechtigkeit«, ein Motiv, das auch im Rhythmus des einzelnen Tages eine bedeutende Rolle spielt.

Auf seinem Weg begegnete das neue Weihnachtsfest einem älteren im Morgenland beheimateten Geburtstag Christi, der »Epiphanie«, der »Erscheinung«. Es ist schon für gnostische Kreise Ägyptens bei Klemens von Alexandrien († vor 215) bezeugt. Im Westen wurde diese Feier etwa zu gleicher Zeit an-

genommen wie Weihnachten. Die Doppelung war um so eher möglich, weil Epiphanie das Fest etwas anders sah als das römische Weihnachten. Es dürfte zusammenhängen mit dem Thronbesteigungsfest der ägyptischen Könige, das als »Erscheinung« begangen wurde. Daher ist Epiphanie wohl von Anfang an zwar wie Weihnachten ein Sonnenfest, wenn auch mit veraltetem Datum, aber es geht dabei um die Geburt als Erscheinung Gottes, als die Erscheinung der Gottheit in einer Thronbesteigung und weniger um ein Geburtsfest als solches.

Beide Feste sind solar. Als sie im Sonnenjahr zusammentrafen, konnten sie nicht mehr wie das Osterfest das ganze oder auch nur einen Teil völlig mit eigenem Rhythmus erfüllen. Es kam nur zu einer Überlagerung. Heute gibt es vier Sonntage im Advent und eine Anzahl von Sonntagen nach Epiphanie. Beide Feste haben sich Oktaven angegliedert, aber sie werden über den von Ostern kommenden Wochenrhythmus nicht Herr. Die Feste des Sonnenkalenders bleiben zwar von Ostern unabhängig, können aber ihrerseits die Woche mit ihrem österlichen Grundrhythmus nicht brechen.

Das Weihnachtsfest greift trotzdem tief in das Gemüt des Menschen ein. Vielleicht verdankt es viel von dieser Kraft dem Rhythmus, den Sieg und Besiegtwerden der lebenspendenden Sonne in die Natur und in das Menschenleben hineinträgt.

Das Kommen und Gehen der Sonnenkräfte bedingt auch den Gang der Jahreszeiten mit Aussaat, Wachstum und Ernte, der eine vierte, der Kälte und des Todes angefügt wird. Die Einteilung des Jahres in Viertel hat direkt oder indirekt solaren Charakter, da sie durch die beiden Tag- und Nachtgleichen mit den beiden Sonnenwenden bedingt ist. Auch diese Einteilung hat in der religiösen Überlieferung des Abendlandes Platz gefunden und zwar in Gestalt der sogenannten Quatemberfasten.

Das alte Rom beging im Rhythmus mit der von der Sonne abhängigen Vegetation drei Festzeiten November/Dezember die »feriae sementivae«, das Fest der Aussaat, zwischen Juni und August die »feriae messis«, die Feier der Getreideernte und im September die »feriae vindemiales«, das Weinfest. Vermutlich waren solche Tage wie alle Fruchtbarkeitsfeiern mit Ausgelassenheit verbunden. Das veranlaßte die Kirche, ein Fasten einzusetzen, das mit dem von Mittwoch und Freitag zusammenwuchs und die drei Quatembertage bildete, die wir noch heute in der katholischen Kirche kennen. Daß es diese Tage anfangs nur dreimal im Jahr gab, scheint eine Notiz des alten um 500 zusammengestellten Papstbuches zu bestätigen, die Papst Kallistus († 233) die Einführung eines dreimaligen Jahresfastens zuschreibt. Wenn einer solchen Bemerkung auch keine große Glaubwürdigkeit zukommt, so beweist sie doch, daß man um 500 über eine solche Fastenpraxis Bescheid wußte. Das ist um so bemerkenswerter, als bereits vorher bei Leo I. dieses Fasten auch für das Frühjahr bezeugt ist.

Der Rhythmus dieser Quatember hat im Mittelalter das religiöse Leben stark beeinflußt. Er brachte viermal im Jahr Höhepunkte von Frömmigkeit und Liebestätigkeit und im Gottesdienst der Sonntag-Nacht eine Vigil. Auch das bürgerliche Leben ging darauf ein und machte die vier Zeiten zu wichtigen Terminen für Handel und Wandel. Es ist übrigens nicht ohne Interesse, daß

die Quatember schon nach Leo I. festgelegt sind: auf den ersten, vierten, siebenten und zehnten Monat. Bedenkt man noch, daß sie bestimmte Wochentage und nicht Monatsdaten beanspruchen, so bemerkt man, wie stark auch dieser solare Rhythmus wieder lunar geprägt ist.

Damit sind die jahreszeitlich bedingten religiösen Tage nicht erschöpft. Besonders das Frühjahr hat einige wichtige solare Tage, die um so interessanter sind, als auch sie vorchristlichen Ursprung haben. Mit dem vorjulianischen Jahresanfang hängt die *Lichterprozession* an *Mariae Lichtmeß* zusammen. Das Fest kommt aus dem Osten und wurde ehemals nicht 40 Tage nach Weihnachten, sondern nach Epiphanie begangen. Das bedeutete den 14. statt des 2. Februar. Der 14. Februar war aber der Tag des *amburbale*, einer römischen Sühneprozession. Die Kirche übernahm den Brauch und gestaltete eine *Lichterprozession*, bei der der Papst und die Kardinäle in schwarzen Gewändern und barfuß einherschritten. Erst nachträglich verwuchs der Brauch mit dem Marienfest und wurde mit ihm zusammen auf den 2. Februar verlegt.

Wie die Quatember dem Zyklus von Aussaat und Ernte angehören, so auch die *Markusprozession*. Sie fällt nur zufällig auf das Fest des Evangelisten und stammt wieder von einem heidnischen Umzug, den *robigalia*. Diese erlebten von dem Gott oder der Göttin des Getreidebrandes die Abwendung der Getreide vernichtenden Krankheit. Es ist der Tag, an dem bei Ovid der Opferpriester betet:

»Höre mich, schone die Saat, halt fern von ihr die rostigen Hände;
Hemme zu schaden die Lust, laß dir genügen die Macht!
Nimmer die zärtliche Frucht, nein, fasse das Eisen, das harte;
Andere tötet es nur; töt' es und komm ihm zuvor!
Mehr Heil bringt es, daß schädlich Geschoß du vernichtest und Schwerter;
Die ja nützen zu nichts; Frieden genieße die Welt.
Jetzt laß glänzen des Feldes Gerät, die gebogene Pflugschar,
Glänzen die Hack und den Karst! Waffen verzehre der Rost!
So, wenn einer versucht, aus der Scheide den Degen zu ziehen,
Mög er ihn finden gebannt, fest von der dauernden Rast.
Doch nur Ceres verletze du nicht!«

(Fasten, 4)

Die alte, »große Prozession« genannte Handlung der Kirche benutzte nachweislich fast die gleichen Straßenzüge wie ihre heidnische Vorgängerin.

Ein besonders schöner Rest von Frühlingsbrauch begegnet uns im Rhythmus des heutigen Kirchenjahres am Sonntag »Laetare«, dem vierten in der Fastenzeit. An ihm hielt der Papst Stationsgottesdienst in der Kirche »vom heiligen Kreuz in Jerusalem«. Wie stets kam er vom Lateranpalast aus zur Stationskirche. An diesem Frühlingsstag nun trug er in der Hand eine Rose und war nach dem Einzug in die Kirche gehalten, über die Rose zu predigen. Diese Rose galt dann als geweiht und wurde einer vornehmen Persönlichkeit als Auszeichnung überreicht. Aus ihr ist nachmals die goldene Rose geworden, die in der Kirchengeschichte nicht selten eine Rolle gespielt hat. Noch heute erinnert an dieses Fortleben alter Frühlingsfreude am Sonntag »Laetare« nicht nur der freudige Ton der Festgesänge, -lesungen und -gebete, sondern auch die Rosa-Farbe der liturgischen Gewänder.

b) D e r T a g

Der Tag hat einen eigenen von der Sonne abhängigen Rhythmus: »Es ward Abend und es ward Morgen, der erste Tag«, heißt es im Schöpfungshymnus (1 Mos 1, 4). Abend und Morgen sind rhythmische Bezeichnung ohne feste zeitliche Grenzen. Sie bedeuten selbst ja auch nicht Grenze jener Grundeinheit, mit der sowohl der lunare als auch der solare Zyklus rechnen. Die religiöse Überlieferung sieht den Tag nicht statisch sondern in rhythmischer Bewegung, in die sich das Leben der Natur wunderbar einfügt. Da ist der Wechsel von Tag und Nacht. Der Tag wächst von der Morgendämmerung über Morgen und Mittag dem Abend entgegen, dessen Dämmerung wieder in die Nacht übergeht. Aber nicht nur der Tag, sondern auch die Nacht ist im Schreiten, wie bereits der Mensch der Urgeschichte am Fixsternhimmel staunend beobachtete, den er mythologisch durch die Sternbilder mit phantastischem Leben beseelte.

Das Leben läuft mit im Rhythmus:

»Du schufest den Mond, den Zeiten Gesetz zu geben.
Die Sonne weiß, wann sie untergeht.
Gebietest du der Finsternis, und es wird Nacht,
Dann schweifen in ihr die Tiere des Walds.
Die jungen Löwen brüllen nach Raub
Und heischen von Gott ihre Speise.
Erhebt sich die Sonne, so schleichen sie heim
Und legen sich nieder auf ihrem Lager.
Nun geht der Mensch an sein Tagwerk
An seine Arbeit bis zum Abend.«

(Ps 103, 19—23)

So hat denn auch der Rhythmus des Sonnentages in der religiösen Welt des Abendlandes Bedeutung gewonnen. Das gilt vor allem von der Tagesheiligung durch das Stundengebet.

Antike Tageseinteilung, auf die man gewisse biblische Begebenheiten projizierte, gab Anlaß zu einem Beten zur dritten, sechsten und neunten Stunde des Tages: Terz, Sext und Non. Die Texte bringen den Tagesrhythmus meist in Gesängen zum Ausdruck, bei den drei Tagesstunden im Hymnus. So wird die Terz biblisch auf die Stunde zurückgeführt, in der der Hl. Geist auf die Apostel herabkam (Apg 2, 15). Das klingt auf in den jambischen Dimetern des kleinen Hymnus:

»Nunc Sancte nobis Spiritus
Unum Patri cum Filio
Dignare promptus ingeri
Nostro refusus pectori«

»Du bist, o Heil'ger Schöpfergeist,
Eins mit dem Vater und dem Sohn.
Nun komm herab, ergieße dich
Durch deine Huld in unser Herz.

Os, lingua, mens, sensus vigor
Confessionem personent,
Flammescat igne caritas,
Accendat ardor proximos.«

In frohem Lob bekennen dich
Die Zunge und des Geistes Kraft.
Der Liebe Feuer flamme auf,
Entzünde auch der Brüder Herz.«

In der Pfingstoktav wird dieses kleine Geistlied durch das feierlichere »Veni Creator Spiritus« ersetzt.

Der Hymnus zur Sext gedenkt der Mittagshitze und spiritualisiert sie:

»Rector potens, verax Deus,
Qui temperas rerum vices,
Splendore mane instruis,

Et ignibus meridiem:

Extingue flammes litium,
Aufer calorem noxium,
Confer salutem corporum,
Veramque pacem cordium.«

»O starker Herr, getreuer Gott,
Der du der Dinge Kreislauf lenkst,
Mit milden Glanz den Morgen
schmückst,

Mit heller Glut den hohen Tag:

Lösch aus des Haders sengend' Glut,
Die dunklen Feuer, die verzehrn,
Erhalt den Leib gesund und stark,
Mit wahren Frieden stärk das Herz.«

Besonders tiefsinnig spielt der Hymnus zur Todesstunde Christi, zur Non, mit den Motiven:

»Largire clarum vespere,
Quo vita numquam decidat,
Sed praemium mortis sacrae
Perennis instet gloria.«

»Zum Abend spend uns göttlich Licht,
Darin das Leben nie vergeht,
Als heiligen Opfertodes Lohn
Werd uns der Glanz der Ewigkeit.«

Die Hauptlast des Gebetes trägt die Nacht. So kannten die ägyptischen Mönche keine Tagesgebetstunden. In den drei Nokturnen der schweigenden Nacht sollte das Gebet zu Gott emporsteigen. Hier konnten die Väter der Wüste ,ungestört durch des Tages Arbeit und Hitze' dem Singen der Psalmen, der heiligen Lesung und dem Gebet obliegen.

Die Morgendämmerung wird geheiligt durch die sogenannten Laudes, das Frühlob, die Abenddämmerung durch die Vesper, die jedoch früh auf den Nachmittag rückte. Nachträglich wurde noch ein Morgen- und Abendgebet eingeschoben, die Prim und die Komplet.

Besonders charakteristisch entwickelt das Frühlob seine Stelle im Tagesrhythmus. Es ist Gebet zum Hahnenschrei, der den kommenden Tag begrüßt. Dem entsprechend ist die Gebetstunde ganz auf die heraufdämmernde Sonne ausgerichtet. Ihr Lob gilt Christus, »der Sonne der Gerechtigkeit«.

Auch hier ist eine Art von Entmythologisierung deutlich. Die aufsteigende Sonne ist kein Gott, sondern Symbol der Gottheit, genauer gesagt des Gottmenschen. Daher kommt die alte Gebetsrichtung zum Osten und die spätere Orientierung unserer Kirchen, ja der Ausdruck »Orientierung« überhaupt.

Auch in den Laudes prägt sich der rhythmische Ort vor allem in den Hymnen aus, soweit nicht ein Festgedanke die Tagesstunde in den Hintergrund verdrängt. Männer wie Ambrosius und Prudentius haben in Liedern zum Hahnenschrei die hohe Kunst ihrer Hymnendichtung bewährt.

Noch heute kommt in den Laudes der Wintersonntage Ambrosius zu Wort:

»Du ewiger Schöpfer aller Welt,
der waltend Tag und Nacht regiert,
Dem Zeitenrund die Zeiten gibt,
Zu mildern ödes Einerlei:

Schon ruft des Tages Herold laut,
Der, Wächter auch in tiefster Nacht,
Den Wandernden ein nächtiges Licht,
Die Nacht in nächtige Stunden teilt.

Da steigt der Morgenstern empor
Und löst den Pol von Finsternis.
Da läßt das Heer der Täuschungen
Die Wege seiner bösen List.

Da fühlt der Schiffer neue Kraft,
Des Meeres Brandung sänftigt sich,
Und er, der Fels der Kirche, scheucht
Bei diesem Morgensang die Schuld.

Drum laßt uns schnell das Lager fliehn.
Der Hahn ruft alle Schläfer auf.
Er schild die Sucht der Schläfrigen.
Der Hahn klagt die Verleugner an.

Die Hoffnung kehrt beim Hahnenruf
Und Heilung strömt den Kranken zu.
Der Dolch des Räubers birgt sich scheu.
Gefallenen kehrt der Glaube neu.

Jesus, blick an die Fallenden
Und bessre uns durch deinen Blick.
Vor deinem Blicke sinkt der Fehl.
In Tränen wird die Schuld gesühnt.

Du Licht, durchstrahle unser Herz,
Von unsrer Seele scheuch den Schlaf.
Dich nenne unser erster Laut
Und unsre Münder schallen dir.«

Selbst eine Übersetzung wie die von Wolters, die hier geboten wurde, kann unmöglich die schlichte Schönheit des Originals wiedergeben und die einzigartige Hochschätzung erklären, die den ambrosianischen Hymnen eine Durchschlagskraft gab, wie sie im ganzen Mittelalter zu beobachten ist.

Mit besonderer Rücksicht auf den Tagesrhythmus wird in den Laudes der *Lobgesang des Zacharias*, gesungen bei der Geburt Johannes des Täufers, angestimmt. Der Täufer ist der Heilige der Morgendämmerung als Vorläufer der »Sonne der Gerechtigkeit«. Ihn traf zuerst der Strahl der Sonne,

und er gab sie dem Dunkel der Täler weiter. »Er war nicht das Licht, sondern er sollte Zeugnis geben vom Licht« (Joh 1, 8), und Augustinus erklärt: »Etwas Großes war dieser Johannes . . . Bewundere ihn . . . als einen Berg. Ein Berg aber ist in der Finsternis, wenn er nicht in Licht gekleidet wird . . . Erhebe dich zu dem, der den Berg erleuchtet, damit er (der Berg) zuerst die Strahlen empfangen und deinem Auge melde« (Tract. in Io. 2, 5).

Daß der Rhythmus des Tages auch in Prim und Komplet als Morgen- und Abendgebet spürbar wird, versteht sich von selbst. In Psalmen und Hymnen wird das besonders deutlich.

Am frühesten hat die Vesper ihren Platz eingebüßt und ist auf den Nachmittag gerückt. Damit aber stehen wir nun bei dem Widerstreit zwischen dem Rhythmus und der Zweckmäßigkeit des Lebens. Ehe sich die Untersuchung diesem Problem zuwendet, muß jedoch noch der Charakter des solaren Rhythmus klargestellt werden.

c. Der Charakter des solaren Rhythmus

Mehr als die Woche macht das Sonnenjahr den Eindruck eines Kreislaufes. Das ist natürlich, weil hier der Umlauf der Sonne zugrunde liegt. Wie die Sonne mit der Wintersonnenwende wieder neu Kraft gewinnt und immer höher steigend den Gipfelpunkt hinter sich läßt und den Kreislauf vollendet, so auch das Jahr, in das die Kirche ihre Feste und Tage und Zeiten gefügt hat. Es könnte scheinen, als sei der Sinn der christlichen Frömmigkeit in der immerwährenden Wiederkehr dieses Kreislaufes beschlossen, und der einzelne Christ habe diesen Kreisrhythmus mit zu vollziehen, bis ihn Gott abruft. »Liber sacramentorum anni circuli« nennen sich die alten Bücher, in denen die Kirche ihre Gebete gesammelt hat, und »Capitulare evangeliorum anni circuli« die Bücher, in denen sie die Evangelienabschnitte für die heilige Messe zusammengestellt hat. Diese Bücher beginnen in der Regel nicht etwa mit dem Advent, sondern mit dem Weihnachtstag und schließen mit der Weihnachtsvigil. Die Evangeliare zählen vier Sonntage vor Weihnachten, die Sakramentare teilweise fünf. Das heutige Evangeliar hat am letzten Sonntag vor dem Advent den Abschnitt über das Weltende Mt 24, 15—35, am ersten Adventsonntag Lk 21, 25—33. Die alten Evangeliare hatten die lukanische Stelle am 2. Adventsonntag. Man sieht deutlich, daß der Advent noch nicht das Kirchenjahr begann. Der erste Sonntag hatte das Evangelium vom Einzug in Jerusalem (Mt 21, 1—9), der Sonntag vorher das von der wunderbaren Brotvermehrung in Joh 6, 5—14, in dem noch ein Hinweis auf den kommenden Herrn liegt, weil die Leute sagen: »Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll« (Joh 6, 14). Die beiden letzten Adventsonntage lesen die Berichte über den Vorläufer, die heute auf den 2. und 3. Adventsonntag treffen. Man sieht, daß das Interesse aller dieser Tage auf dem Kommen des Herrn ruht, daß dieses Kommen aber nicht auf das Geheimnis der Menschwerdung eingeschränkt ist ebensowenig wie heute. Der »circulus anni« geht in dieser Ordnung aus mit dem Hinweis auf das Kommen Christi. Dieses Kommen ist aber in hohem Grade als das eschatologische Ereignis gesehen. Dadurch wird hier der Kreis gesprengt. Diese Frömmigkeit kennt zwar einen Jahreskreis. Der Blick bleibt aber nicht in der endlosen Wiederkehr des Gleichen haften, sondern ruht vorwärts drängend auf dem Punkt, dem die Heilsgeschichte zu-

strebt. Es herrscht der gleiche Geist wie im Mondzyklus: Keine weltimmanente Verstrickung in den Kosmos, aber ein welttranszendenter Gleichklang mit der Schöpfung, die nach der Verherrlichung der Gotteskinder verlangt.

II. Die Verkümmernng des Rhythmus

Rhythmus ist alles andere als Mathematisierung oder Astronomisierung des Lebens. Dafür bürgt in der Frühzeit der Menschen die Lebendigkeit der Mythologisierung. Mathematisierung ist ohnehin unmöglich, da niemand Tag, Woche, Monat und Jahr voll synchronisieren kann. Weder der Mondzyklus noch der Sonnenzyklus für sich läßt das zu. Erst recht nicht die beiden Zyklen unter sich. Aber der Rhythmus war immer wieder ein Anliegen der kultivierten Menschheit, und ihm genügten die Korrekturen durch Schalttage oder Schaltmonate durchaus. Papst Gregor XIII. hat 1582 die Ordnung geschaffen, die alle berechtigten Ansprüche befriedigt, wenn auch das lunare Osterfest dem Frühlingsvollmond gegenüber eine kleine Beweglichkeit behalten hat. Fiel doch auch der 14 Nisän im Judentum nicht, wie er eigentlich im Mondmonat sollte, auf den letzten, geheiligten Wochentag.

Etwas ganz anderes ist es, wenn die Technik des praktischen Lebens mit ihrer Zweckmäßigkeit sich geltend macht und nach einer Reform ruft, die der beweglichen Anpassung an den Naturzyklus ein Ende macht und unter anderem nicht nur das Osterfest vom Frühlingsvollmond löst, sondern das Wochenschema stört, indem es einen und in Schaltjahren zwei wochenlose Tage einführt. Es ist nicht etwas wie religiöse Starrheit, wenn besonders evangelische Kreise einem solchen Plan starke Bedenken, ja ein glattes Nein entgegensetzen. Sie tun es mit Berufung auf uralte und heilige Überlieferung, aber es dürfte auch ein starkes Gespür für die Wohltat des Schöpfungsrythmus dahinter stecken mit einem Sich-Wehren gegen den Angriff der Technik auf das Leben. Wie man hört, ist Rom gewillt, sich gegebenen Falles einer gebieterischen Forderung des praktischen Lebens zu beugen. Der Rhythmus, so darf man wohl diese andersartige Einstellung deuten, ist eine Lebensforderung, begründet in der Heiligkeit der Überlieferung. Aber man kann sie nicht gegen Forderungen geltend machen, die das gleiche Leben vom Praktischen her stellt, vorausgesetzt, daß diese wirklich schwerwiegend sind.

Im Jahresablauf hat die Kirche die alte Ordnung bis heute gehalten. Anders steht es um die Rhythmik des Tages. Schon die heutige von Sommer und Winter unabhängige Stundeneinteilung ist ein Ergebnis der Technisierung und von der Kirche übernommen. Der Gottesdienst, der die Stunden des Tages zu heiligen bestimmt ist, richtet sich nicht mehr nach dem natürlichen Tag, sondern nach der mechanisierten und auf normale Längengrade bezogenen Ordnung der Stunden.

Darüberhinaus sind die Stundengebete weithin von ihrem Platz weggerückt, weil die Beter — im wesentlichen der Klerus — durch sein Arbeitstempo und andere praktische Rücksichten an der Einhaltung der Stunden gehindert ist. Selbst in den Klöstern, sogar in denen, die das Gebet als ihre Hauptaufgabe erkennen, ist man dem Zug der Zeit gefolgt. Fast nirgends mehr wird das Gebet der Nacht wirklich in der Nacht gehalten. Die Kirche greift in großer Weisheit nicht mit Verpflichtungen ein. Sie verlangt, daß das Gebet des Kalendertags zwischen Mitternacht und Mitternacht gebetet sein muß. Für das Gebet

der Nacht, das naturgemäß auch schon in der ersten Hälfte der Nacht gestattet sein muß, geht sie in ihrem Entgegenkommen noch weiter und genehmigt leicht eine Vorverlegung auf den Nachmittag. Weil die Laudes der Frühe geschichtlich eng mit der Matutin der Nacht verwachsen sind, kann sogar dieses typische Frühlob am Nachmittag, wie der Ausdruck sagt, »antizipiert« werden. Die Weitherzigkeit der Kirche bedeutet nun keineswegs, daß ihr die Angelegenheit gleichgültig ist. Aber sie drängt nicht. Die Folge ist eine Verwilderung vom Standpunkt der Rhythmik aus, dergestalt, daß das Morgengebet oft auf den Abend fällt, vor allem aber, daß der gewissenhafte Geistliche, um ja seiner Verpflichtung zu genügen, sogar das Abendgebet bereits am frühen Morgen betet. Ein interessanter Sonderfall war die Vigilfeier an Ostern. Sie war ihrem ganzen Text und Sinn nach für die Nacht auf Ostern bestimmt, aber in einem geschichtlich nachgewiesenen allmählichen Rutschen bis in die Frühe des Karstamstags geraten. Hier hat der gegenwärtige Papst eingegriffen und die ganze Feier wieder an den richtigen Ort verlegt. Das ist der stärkste Ausdruck einer Gegenbewegung gegen die rhythmische Unordnung, die zur Zeit im Gang ist. Im Klerus nimmt die Zahl derer ständig zu, die das Stundengebet wieder zu dem machen, was es seiner Natur nach ist. Damit ist dann eine Erneuerung des geheiligten Rhythmus verbunden, der aus der Religion stammt und deswegen auch im Raum des Heiligen zuerst auf seine Wiederherstellung rechnen darf. Der überaus starke Widerhall, den die Erneuerung der Osternacht in allen Kreisen des Volkes, besonders in der Jugend, gefunden hat, läßt das Beste hoffen.

Wenn schon der religiöse Bereich der Hetze eines technisierten Zeitalters nicht widerstanden hat, dann darf man sich nicht wundern, wenn das im Weltlichen in erhöhtem Maße der Fall ist. Hier locken ja mehr als anderswo die unvergleichlichen Möglichkeiten einer Unabhängigkeit von der Bindung an die Natur. Das betrifft auch den Rundfunk. Er hat die Möglichkeit aufzubauen und niederzulegen. Es wäre ein großer Dienst an der gehetzten Menschheit, könnte man sie langsam wieder mehr in die heilige Rhythmik hineinführen, aus der sie kommt. Es wird nicht leicht sein. Wir kennen die Schwierigkeiten aus dem religiösen Bereich, wo wir uns vor ähnliche Aufgaben gestellt sehen. Der Mensch von heute kennt keine Gelassenheit mehr. Zum Einschwingen in den Rhythmus gehört eine gewisse Ruhe, eine Unabhängigkeit vom Tempo der Zeit. Diese müssen wir erst wieder lernen. Ich hatte vor kurzem Gelegenheit, in einem Kurs junger Geistlicher tätig zu sein, den der Bischof eigens eingerichtet hatte, um seinen Priestern Tage des Friedens und der Stille zu geben. Es waren nicht Exerzitien, sondern die Tage waren gefüllt mit maßvoller geistiger Arbeit. Auch das Stundengebet wurde gepflegt, und es wurde versucht, wenigstens hier die Hetze wirklich abzustellen und alles geruhsam an seinen Ort zu bringen. Dabei war zu erkennen, wie schwer das ist, wenn auch alle Vorbedingungen gegeben sind. Es war aber auch zu sehen, wie groß das Bedürfnis ist und wie groß die Wohltat, wenn das Unternehmen gelingt.

Der Rundfunk, der mit seinen großen Möglichkeiten das ganze Volk vor sich hat, sollte die große Führungsaufgabe sehen und sich selbst aus der Unabhängigkeit, die ihm geschenkt ist, in den Dienst eines rhythmisch ruhigen Lebensablaufes stellen. Es wäre ein gewichtiger Beitrag zur Befriedung unseres Geschlechtes.
